

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

6) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Wenn hörte alles; aber es machte keinen Eindruck auf ihm. Divind näherte sich ihm und schrie ihm in die Ohren:

„Nun treiben wir gewiß nach Holland hin, Wenn!“

„So“ erwiderte der andere, ohne zu erschrecken.

„Wir haben keine Ahnung, wo wir sind, bis es wieder Tag wird.“

Warum weinte er nicht? Er sollte vielleicht sterben, ehe noch der Morgen kam. Mutter würde für viele Jahre unglücklich werden, vielleicht für ihr ganzes Leben. Sie würde vielleicht einen Schlaganfall bekommen, wenn sie in den Zeitungen las, er wäre mit „Merry Schuur“ untergegangen. Er mußte schrecklich hartherzig sein, daß er so ruhig sein konnte. Das war so unbegreiflich häßlich vor ihm.

Schließlich versank er in einen Halbtraum und fühlte instinktiv, daß er sich nicht ohne Hilfe erheben könnte. Er mußte bestimmt in die Kooß hineingetragen werden, oder vielleicht konnte er hineinkriechen, aber sich ausziehen — das vermochte er nicht! . . .

Er blieb eine Weile sitzen, bis er aufgehört hatte zu denken. Das Heulen des Sturmes und das Brüllen des Meeres vernahm er, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam. Die Wellen, die hineinbrachen, gingen über ihn hinweg, wie er dort unter der Vorward-Keeling saß. Plötzlich vernimmt er einen Laut, als wenn Holz beim Spalten zerplittert. Die Schute legt sich furchtbar auf die Seite; die See schlägt hinein; er gleitet nach Lee hinab, er fühlt, wie ihn das Wasser trägt. Eine Angst, die er nicht sogleich begreift, durchzieht ihn. Einen Augenblick sieht er das Hundehaus wie eine kleine Hütte auf Deck herumschwimmen, Rufen und Geschrei und Krachen dringt zu ihm hin; aber durch all' den Lärm vernimmt er das herzliche Lachen einer Dame . . .

„Was für ein abscheuliches Frauenzimmer,“ denkt er und fühlt fast in demselben Augenblick einen stechenden Schmerz im Hinterkopf — und dann nichts mehr . . .

„Tragt ihn in die Kooß!“

Es war der Steuermann.

V.

Einen Tag später. Sonntag morgen. Zwischen acht und neun Uhr.

Wenn lag in der Koje, und niemand sonst war im Kooß. Die Thüre und alle vier Fenster standen offen. Die Sonne schien durch sie hinein und bildete goldene Vierecke auf dem Boden und an den Wänden. Das milde Wetter war soeben in die Koje hineingekommen, und er kam sich fast glücklich vor: bald waren sie im Passat, und da gab es nur gute Tage, sagte Divind; denn da blies ständig ein gleichmäßiger Ostwind, und dann kamen sie bald nach New-York. Und dann ging's auf den Heimweg von New-York! In drei Monaten war er in Europa — daheim.

Er fühlte, wie er jetzt da lag, keine Schmerzen. Als er aber gleich darauf die Wunde am Hinterkopf berührte, that es etwas weh. Er erhob sich, so daß er in der Koje aufrecht saß und blickte zur Thüre hinaus. Das Stück, das er vom Deck übersehen konnte, die Spiren und Keeling lagen in starker Sonne da, und es lockte ihn, erzählte, wie hell und hübsch heut' alles draußen war. Das Meer mußte ganz ruhig sein; denn die Schute wiegte sich nur ganz sanft und leise. Er blickte durch das Oberlichtfenster hinauf und sah alle Segel am Großmast weit sich vollblähen wie in Freude über die schöne Brise und das hübsche Wetter.

Divind kam in die Kooß hineingeschleudert.

„Na, nun sind wir aus der bösen Nordsee hinaus.“

„So!“

„Wie geht's Dir denn hent?“ Thut der Kopf noch weh?“

„Ach nein, es ist nun fast vorbei, glaube ich!“

„Zieh Dich an und komm hinauf auf Deck. Wir sind

nun an der Dogger Bank vorbei, Junge. Eine große Menge Fischerboote streichen vorbei, mindestens drei bis vierhundert und es kommen wohl noch mehr.“

Wenn kroch aus seiner Koje. Der Kopf war ihm noch ein bißchen schwer, und ihm war ganz schwindlich.

„Heut' Nachmittag will ich wieder arbeiten,“ sagte er. Das sollte eine Art Entschuldigung sein, daß er nun auf Freiwacht hinausging, ohne mit den anderen heute Nacht gearbeitet zu haben.

Die beiden kamen bald auf Deck. Vorn auf der Back saßen und lagen die Kameraden und konnten sich, satt vom Sonntagessen und froh über das gute Wetter. Sie rauchten ihre schwarzen Thonpfeifen und unterhielten sich über das Leben rings um die Schute.

Dampfschiffe, kleine und große, eilten dahin, durchfurchten die Wasserfläche leicht und scharf in hohen, lichten Bogen. Der Rauch war ein schwarzer, wagerechter Strich vom Schornstein aus. Die Segelschuten hatten alle Lappen ausgefetzt. Sie wollten sich an der Seite der Dampfschiffe halten, blieben aber doch nach und nach zurück. Ein zahlloses Gewimmel von Fischerbooten mit großen lothfarbenen Segeln und Lootsentütern mit großen weißen Segeln, die fast den kleinen Kumpf verdeckten, sausten eilig davon, so daß der Schaum um den Bug spritzte. Und inmitten des bunten Durcheinander der Schiffe und Boote das volle, blaue Meer mit blanken Sonnenbligern: es lächelte ruhig und überlegen zu dem Spiel.

Landwärts lag England, niedrig, aber klar im Sonnenschein. Ein mächtiger Leuchtturm ragte am Strande empor. Er blickte mit seinen großen, starren Glasaugen kalt auf das Leben hinab. Weiter hinein sah man Felder, die noch ihre frische, grüne Farbe hatten. Kleine Häuschen drängten sich hie und da zusammen, und ein paar riesige Mühlenflügel streckten sich an einer Stelle wie große Finger, die zum Schwur erhoben sind, empor.

Der Junge blickte umher. Etwas so Schönes hatte er niemals gesehen.

„Ja, im Kanal da ist noch ein Leben, Junge,“ sagte Divind, der sah, wie ergriffen Wenn war.

„Da haben wir ja auch den Kranken!“ rief Jokum von der Back her.

„Das arme Hühnchen!“ sagte ein anderer.

Der Steuermann kam nach vorn zu Wenn.

„Na, bist Du nun wieder ein Seemann geworden?“

Die Mannschaft schaute sich um sie. Alle mußten die Wunde besehen und alle mußten wissen, ob sie schmerzte.

„Noch nie so 'n Kerl gesehen!“ rief Jokum. „Hatte das nun 'n Sinn, der Hundsbude nachzuschwimmen?“

„Heut' Nachmittag müssen wir den Kerl am Steuer probiren. Das Wetter ist so fein!“ sagte der Steuermann.

„Du bist dumm, Junge!“ schrie Jokum wieder. „So bald wieder in Dienst zu treten! Hätt' ich mich so zererschlagen, hätt' ich, hol' mich der Teufel, in der Koje gelegen, bis wir vor Long-Island verankert lägen. Das hättet Ihr wohl sehen sollen, Steuermann!“

Der Steuermann lachte mit den andern und ging nach rückwärts. Jokum begann sich in aller Freundschaft mit Tom zu prügeln. Sie rollten sich auf dem Deck herum, wie zwei Hunde, die im sonnigen Sande spielen.

Wenn sah die Frau des Kapitäns auf Halbdeck spazieren gehen. Ob sie dort blieb, wenn er am Steuer stand? Ihm begann bereits vor dem Nachmittag zu grauen.

Divind und Wenn gingen auf die Back hinaus und setzten sich. Divind bot ihm flott aus einer alten Geldbörse Tabak an. Er pflegte Rauchtakab zu kauen. Wenn stopfte seine Pfeife und rauchte. Die beiden Freunde blieben eine Weile still sitzen. Dann sagte Divind:

„Weißt Du, was das hier für ein Ende ist?“ und er zog an einem Tau, das er gerade noch erreichen konnte.

„Nein!“

„Das ist der Klyverherabholer. Merk' Dir das!“

Und dann sagte er ihm die Namen der Taue und Geräthschaften, die in der Nähe lagen. Wenn mußte sie wiederholen. Oft konnte er sich nicht auf den richtigen Namen besinnen; denn er vermochte nicht recht zu folgen. Seine Gedanken weiften anderwärts. Endlich unterbrach er Divind's Unterweisung und sagte:

„Mir grant so vor meinem Steuerdienste hent' Nachmittag.“

„Hab' keine Angst, Junge! Wenn Du erst Angst hast, geht es noch schlechter. Wenn Du die Nadel stehen bleibst siehst oder kurz bevor sie stehen bleibt, drehst Du das Rad in derselben Richtung, in der sie geht. Du mußt der Schute entgegenkommen, siehst Du.“ Er spuckte. „Wird der Steuermann wüthend und gebraucht das Maul, so gebrauchst Du auch Dein Maul. Laßt Du Dir alles gefallen, was Du kriegst, so schimpfst er auch zur Unzeit, siehst Du . . .“

Wenn sah achterwärts nach der Frau. Sie war noch nicht da. Er konnte Divind ja nicht erzählen, daß er sich vor ihr fürchtete. Er fühlte, daß der Kamerad ihn auslachen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wegen übergroßer Bescheidenheit und ängstlicher Enthaltung sind unsere Herren vom Osten noch nicht vorbestraft worden. Das weiß jedermann. Wenn man ihnen diese Eigenheiten als Lugen den im Spiegel vorhalten wollte, sie würden selber am lebhaftesten entzündet thun. Sie betrachten sich selber wohlgefällig in dem Bild, das unsere Dichtung und unsere Kunst von ihnen zu entwerfen liebt. Es thut ihnen nichts, wenn sie in der Poesie auch ein Bißchen ruppig und gewaltthätig erscheinen, wie der unwiderstehliche Junker Rüdow des Ostpreußen Sidermann im Drama „Glück im Winkel“. Ein wenig Teufel läßt man sich schon gern nachrühmen, nur der Schneid soll durchaus nicht fehlen.

Etwas anderes ist es im werkhätigen Leben. Da läßt man das stolze Paradies so manchmal bei Seite und hält es für klug angebracht, sich als kümmerlich und bedrängt zu geben. Es ist die alte Geschichte von den gestickten Strohdächern auf ostelbischen Herrschaftsgütern. Ach die Aermsten! Sind sie es denn, die begehrtlich auftreten? Sie wären froh genug, wenn sie in alt-patriarchalischer Weise mit ihrem Gesinde Acker und Hof bestellen könnten, um nach gethauer Arbeit in friedlicher Gemeinschaft Milch und Brot zu verzehren, wie es Stall und Boden hergiebt. Sie fügten sich so gerne; aber das Gesinde und die landwirtschaftlichen Arbeiter sind es, die vom modernen Geist der Unzufriedenheit erfaßt sind. Soll man sich da nicht ereifern, so wie sich der livirte Kutscher in den „Webern“ über die Nebellen ereifert, die mehr „Lohn haben wollen, die tummen Luderch“? Wie ein gieriger Wolf frist dieser Geist um sich und treibt die Leute zur Flucht von dem angestammten Landlord, von der vorbestimmten Arbeit und von der heimathlichen Scholle.

Wie bescheiden, wenn die Herrschaften trotz dieser Gefahren die Freizügigkeit nicht mit einem Arzhib fallen wollen, sondern hübsch stückweise, wie der bekannte Thierfreund es mit dem Schwanz seines Hündchens hielt. Könnte eine Phantasie, die wirklich begehrtlich ist, nicht auf ganz andere Mittel verfallen als auf den Lort, den man der Freizügigkeit antbut? Könnte man das Gesinde nicht abstempeln, wie man Hammel in der Heerde stempelt, damit die Entlausenen mit sanfter Gewalt wieder zur Humanitätsbühne mit solchen Vorschlägen kommen. Man wäre ja so zufrieden, wenn nur die Freizügigkeit in der Weise durchbrochen würde, daß die Leute nicht der Heimath entlausen könnten, wie kaltsatternde Hunde. Die patriarchalische Vorsehung gebehrt doch am Ende zum besten der Arbeiter selber. Es zieht ein Mädchen in die Fremde. Im Bann ihres heimischen Gutsbezirkes war ihr jeder Strauch, jeder Halm vertraut. In ihrer Beschränkung lag Harmonie. Nun stürmt eine Anzahl neuer Eindrücke auf sie ein, wie soll das gute Ding sie bewältigen, so fragt sich der patriarchalische Besitzer in seiner gutmüthigen Besorgnis. Dabeim hat sie wohl bisweilen eine oder die andere Züchtigung erfahren; sie hat sie aber in Geduld ertragen, wie man eben eine Schickung erträgt. In der neuen Welt indessen wird sie verwirrt. Bedürfnisse, die sich sonst nie gemeldet hätten, tauchen auf, mit ihnen kommt der gelbe Meid und der seelische Kummer.

Oder man nehme zum Beispiel die rein physische Erscheinung. Wie demüthig wird ein Knecht um sich sehen, der bis zur Erschöpfung abgerackert ist und nun froh wird, seine Liegerstatt zu erreichen. Sein Gang wird von schwerfälliger Gemessenheit, aber es drückt sich in ihm der ersterebene und gehorsame Sinn aus, der des dienenden Mannes schönster Schmuck ist. Wie anders oft sehen die lustigen Würschchen in der Stadt aus! Da begegnet man Leuten, die mitunter den Kopf trotzig aufwerfen und mit windig elastischen Schritten durch die Straßen rennen. Diese Menschen sind im stande, alle Bande geheiligter Ordnung zu lockern und an Sonntagen ihr Glas Bier ungeschont an Tischen zu trinken, wo eventuell Bevorrechtete Platz genommen haben. Wöllig verkehrt ist das idyllisch ländliche Bild. Wie wohlthuend, wie fromm und naiv ist es dagegen, wenn der Knecht auf dem Lande in die Herrenstube des Gasthauses tritt, um etwa eine Meldung oder eine Bitte vorzubringen. Er listet sein Müge

oder Gut, spielt verlegen mit den Fingern an der Kopfbedeckung und bleibt gebückt und in gehöriger Entfernung vor dem Honoratiorentisch stehen. Da merkt man noch nichts von der vermaldeiten Gleichmacherei; wie in guten alten Zeiten wird in allen Neuperslichkeiten schon jeder Unterschied offenbar.

Diese leidige Völkerverschiebung zwischen Stadt und Land, welche schweren Kümernisse hat sie nicht schon den Agrariern aller Richtungen bereitet! Und wie ändern sich oft die Melodien, die gepfiffen werden!

In welchen düsteren Farben pflegte man sonst das Gled der Großstadt anzumalen und nicht bloß in den Jugendschriften der Merck und der Hoffmann. Da kam der Bursch vom Lande: ihn erdrückte das wüste, das graufige Häusermeer. Ein ewiges Tosen und Gassen, ewige Unrast und Unruhe. Verlassen, todesseinsam irrt das Landkind im grauen Einerlei der Straßen. Wer achtet seiner, wer kümmert sich um sein individuelles Leid. Auf seine ängstlichen Fragen erhält er keinen Bescheid. Niemand steht ihm Rede und Antwort. Hart wie ihre Steine, sind die Seelen der Großstädter. Am Abend, wenn die Schatten niedersinken, kauert der unglückliche Bursch verzweifelt unter einem Brückenbogen, und ohnmächtige Thränen rieseln über seine Waden. Heute lautet die Geschichte ganz anders. Heute sprechen die Herrschaften, als gäbe es nur ein eiltes Jubel- und Lotterleben in der Großstadt. Und was man vorbringt, erinnert nicht selten an die Anekdoten vom Unteroffizier, der seiner Mannschaft im verweisenden Ton zurief: „Das herrliche Kommissbrot, das möchte Euch wohl schmecken, Ihr Leckermäuler, aber das Gergiren nicht.“

Könnte man früher die Nothe der Großstadt nicht herbe genug darstellen, das trostlose Leid dessen, der tausendmal einsam ist inmitten des lärmenden Gewühls: so heißt es jetzt, die Wohlfahrts-einrichtungen in den Großstädten seien übertrieben. So sprach wenigstens ein Minister im preussischen Abgeordnetenhaus, um den empörten Landjunkern ein wenig entgegenzukommen.

Geht denn in Euch, Ihr übermüthigen Großstädter! Ihr überhäuft ja Eure Armen mit Segnungen. Muß dies Beispiel nicht die Arbeiter vom Lande weglocken?

Uebertriebene Wohlfahrts-einrichtungen! Niemandem wird dies Wort wohlgefälliger ins Ohr eingehen, als dem Philisterium der Großstadt selber. Wenn ohnedies übergenug geschehen, wozu sich dann zu weiteren Pflichten verbinden? Dies selbe Philisterium hat sich ohnedies jede geringe Abschlagszahlung zur Steuer sozialer Noth mühsam abringen lassen.

Ja, ja, der Großstadt geht es verteuert gut; und wenn einer oder der andere dennoch auf der Straße zusammenbricht, nachdem er wie ein Windhund um Arbeit gejagt hatte, so ist eben der Starrsinn des betreffenden daran Schuld. Wir haben ja so übertriebene Wohlfahrtsanstalten. Es bleibt nur merkwürdig, wie trotz alledem bei uns die Leute in stichigen Kellerräumen zusammenhocken mögen, wie unsere Pennbrüder nicht verschwinden, unsere Gefängnisse überfüllt sind und die Prostitution über alle Gassen huscht.

Der Kriegslärm, der jetzt jenseits vom Meer zu uns herüberstößt, wird das nicht übertönen, was in der Junkerkammer an geheimen Wünschen und offenen Hoffnungen für die Zukunft kund wurde. Hier droht ein innerer, hartnäckiger Kampf, dort vollzieht sich eine längst vorbereitete Katastrophe.

Wieder hat das europäische Konzert, die vorsorgliche Tante, zu beschwichtigen versucht; und wiederum war der Liebe Mühe umsonst. Ob man den Krieg satanisch nennt oder nicht: in unserer Staatengesellschaft tritt er selbst dort in sein Recht, wo sich ein historischer Auflösungsprozeß so trüb vollzieht, wie es mit den Resten der einstigen spanischen Weltmacht geschieht. Selbst dieser Prozeß konnte nicht zu Ende gehen, ohne daß eine kriegerische Erschütterung vorausgegangen wäre.

Vielleicht haben die ersten Feindseligkeiten auf dem „völkerverbindenden Meere“ um die kostbare Antillen-Insel bereits begonnen; und niemand weiß noch, welche wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Verwickelungen sie nach sich ziehen werden. Auf der einen Seite stehen die kämpfenden, auf der anderen die lauernden Parteien. Unter dem Ruf: „Ein neuer Kulturkampf“ wird das Sternbanner entrollt, für Ehre und (Croberer-) Recht ziehen die Spanier aus. Auf der anderen Seite horchen ängstlich die großen Handelsinteressenten, was aus dem Kriegstrubel werde; oder sie folgen gespannt, ob für sie aus den Wirren und Wunden Fremder nicht ein neues Profichien zu schöpfen sei. Das ist ein Bild unserer Humanität, moderner Humanität. Schon verkündigen unsere Großrheber zu Hamburg durch die gefügige Presse laise Erwartungen, die in ihren reichen Seelen begehrt werden. Ein wichtiges Stück Konkurrenz ist lahm gelegt, vielleicht läßt sich da irgend ein Vortheil ergattern. Sie trommeln bereits, wie die Ausrufer, und die Presse ist ihr Instrument: Nur Muth, meine Herrschaften, für uns wird die Sache nicht schief gehen. Nur Muth und Vertrauen. Wir Hamburger Rheber machen alles. Trotz Kriegsfurie und ähnlichem Spektakel. Wir wollen unser Möglichstes thun, um unsere Kunden und Auftraggeber zu befriedigen; die höchste Sicherheit bei den Hamburger Rhebern. Und so weiter.

Man kann ja sonst im Konventikel und im Klub über Kriegsgräuel, Kaperverbreiten und ähnliche Erscheinungen zeteren so viel man will: wenn man nur zum Schluß sich kreuzveranigt die Hände reibt, des Sprichworts eingedenk: „Was des Einen Gule, ist des Anderen Nachtigall.“ —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

—d. An der Haltestelle. Auf dem Asphalt rollten Droschken, Lastfuhrwerke und Omnibusse vorüber. Einzelne streifen mit ihren Rädern die Bordschwelle. Der Knäuel Menschen, der sich um die Tafel der Straßenbahn gesammelt hat, drängt dann in die dichten Reihen zurück, die gleichmäßig, wie bei einer Maschine der Treibriemen, vorüberschieben. Fast alle sehen stumm dem von der Brücke nach dem Platz herabkommenden Wagen entgegen. Eine grüne Laterne schwanzt von dort herab. Ihr Schein taucht schwach und dürrig in die helle Beleuchtung des Platzes, die aus den hohen Spiegelscheiben der eleganten Waarenhäuser strahlt, hier und da reich und vornehm, manchmal auch andringlich. Sie verdrängt und überseht das letzte Tageslicht, von der Dämmerung ist nur ein leichter Dunst und der erblässende, hellblaue Himmel zu erkennen, der nach und nach einen grauen, von unten durchleuchteten Schimmer annimmt.

Der Wagen mit der grünen Laterne kommt Schritt für Schritt näher. Mehrere Damen huschen durch das Wagengebränge auf ihn zu. Sie hinterlassen einen feinen Blumengeruch. Das junge Mädchen, das einen schweren Ballen in schwarzem Kattun gegen die Tafel stützt, sieht beim Einsteigen ihre mit Spigen besetzten, seidnen Unterleider. Sie zieht unwillkürlich den durchstosenen Daumen ihres Handschuhes ein, als sie neben sich hört: „Ja, wunderlichsche Handschuhe, echte Seide.“ — „Und nur zwei Mark?“ — „Ja, und die neuesten Farben. Ich habe gleich ein halbes Duzend gekauft. Und denn ein paar Puffacons für die Kleinen.“ — „Und das tragen Sie? Warum lassen Sie sich das nicht schicken?“ — „Das ist auch wahr... nächstens. Es ist wirklich unbequem. Da kommt meine Bahn. Adieu, Frau Direktor! Adieu!“ — „Adieu!“

Auch das junge Mädchen nimmt seinen Ballen hoch. Dabei verschiebt sich der alte Hut mit dem neuen rothen Band. Ein junger Mann saßt mit zu. Sie sehen einander einen Augenblick an, ohne ein Wort zu sprechen. Sie ist ganz blaß geworden. Er lästet den Hut, während sie in den Wagen klettert. Eine helle Röthe haucht über ihr Gesicht — vielleicht sieht er ihren alten billigen Rock — und die reich besetzten Röcke der Damen!

„Adieu! — Adieu! — Grüßen Sie!“ Ein Kutscher flucht. Der junge Mann steht noch an der Tafel, er war heute zum zweiten Male dort. Ein neuer Knäuel sammelt sich an der Bordschwelle, an der die Droschken, Lastfuhrwerke und Omnibusse vorbeistreichen. —

— Ungezogene Kinder. Wer klagt bei uns, in der zivilisirten Welt nicht über die Ungezogenheit der Kinder? In der That, d. h. daran, daß die Kinder sich der häuslichen und sonstigen Ordnung nicht fügen, läßt sich nicht zweifeln. Aber dieses Nebelliren ist nicht die Schuld der Kinder, sondern die der häuslichen und sonstigen Ordnung, gegen die, weil sie unnatürlich ist, die Natur der Kinder rebellirt. Da, wo solch unnatürliche Ordnung, die sich „zivilisirt“ nennt, nicht vorhanden ist, da hören wir auch nichts von Ungezogenheit der Kinder. In einem höchst interessanten Aufsatz von Dr. Karl Weule, in der „Vossischen Zeitung“ vom 20. d. M., lesen wir über „Babys (kleine Kinder) in Afrika“ wörtlich:

„Alle Beobachter afrikanischen Kinderlebens stimmen darin überein, daß es unartige Negerkinder überhaupt nicht giebt.“

Hört Ihr Mütter und Pädagogen der zivilisirten Welt — hört und lernt! —

Theater.

Goethe-Theater. Für die jüngste Novität des Goethe-Theaters, das Schauspiel „Onkel Bönkost“, wurde die Klame-trommel überaus eifrig gerührt. Die Enttäuschung am Freitag war darum nicht gering. Das Stück, in dem Engels eine Charakterstudie nach Art des Kollegen Crampton schaffen sollte, rührt von einem Juristen her, der sich unter dem Pseudonym Georg Sabinius verbirgt. Es gehört zur Uebersülle von Dilettantenarbeiten, die unsere Direktoren in ihren Nöthen uns austischen. In unfrucht-baren Theaterjahren wird die wilde Massenhaftigkeit des Berliner Theaterwesens geradezu zur Karrikatur auf jegliche Art von Kunst-pflege.

Zur Zeit sind für die Salonschlangen auf unserem Theater rothe Haare modisch. Wenn ein weiblicher Rothsuchs auf der Bühne erscheint, so kann der Hörer gleich annehmen: das ist ein Dürchen oder ein sogenannter Dämon. In „Onkel Bönkost“ ist die Nothe der weibliche Dämon. Sie saugt den Männern das Mark aus den Knochen und das Blut aus dem Herzen. So verrichtet sie ihre Vampyrarbeit an dem liederlichen Sohn eines ostpreussischen Gutbesizers und ist zugleich nach dem jüngeren Sohn des Hauses lästern. Wer weiß, was das Weib nicht noch angerichtet hätte, wäre der Onkel Bönkost nicht da, der dem Frauenzimmer gehörig dient (einmal sogar mit dem Prügel). Dieser Bönkost ist der gute deutsche Polteronkel, der sich zwar in die Hand schneuzt, weil er unmanntlich ist; im übrigen aber hat er ein Herz von lauterem Gold, und wie ein richtiger Hausvater merkt der teufende Alte, ob ein Feind, ob ein Freund sich naht. So wird der Brunnbar der richtige Hausseggen.

Die alte Erfahrung, daß Schauspieler die Fähigkeit zu urtheilen verlieren, sowie ihre Rollen in Frage kommen, hat sich wieder ein-

mal bewahrheitet. Weil Engels eine „Bombenrolle“ gefunden zu haben glaubte, merkte er den kläglichen Dilettantismus des Verfassers nicht. Er gab sich mit dem Onkel Bönkost, dieser klüchten Theaterfigur, die redlichste Mühe: Aber selbst ein so echter Charakterkomiker, wie Engels, versagt, wenn ein Dichter ihn nicht erregt, oder wenn nicht wenigstens ein Schriftsteller von Geschmack ihn einen Weg vorzeichnet. Der „Kollege Crampton“ war von Hauptmann mit Liebe gesehen und Crampton wurde die bedeutendste Charakter-gehalt des nachschaffenden Schauspielers Engels. Den Allervelt- Onkel Bönkost spielt man Herrn Engels mit größerer oder geringerer Routine überall nach. —

Musik.

—er- Oper und Konzerte. In Herrn Jean Passalle, dem französischen Gaste unserer Oper, bilden romanische Kunst- elemente die Unterlage, Kraft und Eigenthümlichkeit seines Wesens. Mit ihnen ist er dem Rossini'schen „Tell“ vielleicht näher ge- kommen, als dies einem deutschen Sänger, welchem die heroische Sagen- gestalt aus dem germanischen Geiste heraus genau vorbestimmt ist, gelingen kann. Des Italiens Held singt und spielt die Kühnheit eines kräftigen Geistes mit dem effektvollen Enthusiasmus und den pathetischen Posen der „großen Oper“ aus, und von dieser Schein- dramatik wird auch die Darstellungskunst und Deklamationsbreite des Pariser Gastes beeinflusst. Schon aus dem Kostüme, welches ob der doppelfarbigen, landsknechtartig maskenadenhaften Beinkleider und dem wallenden Verschwörmantel die Traditionen eines guten materiellen Geschmacks angreift, spricht ein Zwang, der sich mehr dem verfälschten Gewohnheitsrechte eines Opernpublikums als der Wahrheit und vielleicht besserer eigener Ueberzeugung fügt. So machte Herr Passalle aus dem Tell einen berebtsamen, von einer mächtigen Persönlichkeit unterstützten Opernverschwörer, dem man jedoch gerade am Gipfelpunkte seiner traurigen Heimsuchungen, dem Apfel- schuß, bloß jene Theilnahme spendete, mit der sich selbst die vollendetste schauspielerische Routine begnügen muß. Die einst glänzenden Stimmittel des Künstlers haben wohl an Vermögen verloren, aber eine außerordentliche Schule läßt sie noch heute über die unangenehme Zufälligkeit des Vetterwerdens triumphiren. Herr Passalle fordert stimmlich und darstellerisch nie mit brutalen Mitteln zum Weisfallen auf, erregt in uns aber auch nicht den Ausruhr einer aus ursprünglichen Quellen schöpfenden Künstler- natur; er ist ein Meister vornehmer Bühnenbescheidenheit. Neben ihm bestanden in Ehren Herr Sommer als „Arnold“ ob seiner leichten und klangvollen Höhe, und Frau Herzog, ein Geming von sympathischer Energie. —

Zu gunsten des Baufonds für ein gemeinsames Monument des klassischen Trias Haydn-Mozart-Beethoven spielte vor dem dicht gefüllten Saale der Philharmonie nochmals das Joachim-Quartett. Wer sich für Kammermusik den Sinn der Einfachheit und Naturseinheit erhalten hat, konnte bei allen blendenden Einzel- heiten selbst dieser berühmten Quartettgenossenschaft nicht zustimmen, daß sie die überaus zarten Reize der vorgeführten Werke und ihres Spieles den Zwecken einer größeren Sinnnahme opferte. In dem langvergehenden Raume blieb von den duftigen, poetischen, von intimen Seelenergüssen erfüllten Schöpfungen der klassischen Meister des Streichquartetts nur ein unbestimmtes, verrauschendes Echo ohne Umriß, ohne Charakter, ohne Leben des Originals übrig. Für den Beifall des dankbaren Publikums schien die Bedeutung der Quartettmitglieder maßgebender zu sein, als die thatsächliche künstlerische Genussumme.

In dem letzten populären Konzerte des philharmonischen Orchesters kam in einem „Vom tapferen Schneiderlein“ beitelten Stücke von Ernst Otto Modnagel all die flatternde Willkür, die sich genialisch geberdende Formzerfahrenheit, die aufdringlichen Wiße eines nichtsagenden Orchestergeistreichthums zur alles Maß überschreitenden Erscheinung. Das zum Ueberdruß in der Partitur abgehefte volksmelodische Thema „Wenn der Schneider reiten will“ und das Motiv (Herr Modnagel nennt es in gespreizter Phrasen- haftigkeit „Symbol“) des Helden Siebentob besitzen nichts weniger als Vollberechtigung zur thematischen Ausbeute, und die Anwendung komisch seltsamer Techniken erhöht nur den Ein- druck dieser forcirten Musik-Donquixoterie. Auch die Instru- mentation, welche doch am ehesten oberflächliche Gemüther über den Mangel an Inspiration und Empfindung zu täuschen vermag, klingt stumpf und physiognomielos. Es ist traurige Programm-Musik ohne inneren Antrieb einer künstlerisch überlegenen Seele. Die Zuhörerschaft gab ihrem abprechenden Urtheil einen derb wahrheitlichen Ausdruck. —

Geographisches.

— In der Hamburger Geographischen Gesellschaft sprach un- längst Dr. Grothe-München über Tripolitanien. Das Land gliedert sich in vier Regionen: 1. die Küstenregion, anbaufähig, aber nur wenig besiedelt; 2. die Sahara-Vorberge mit fruchtbaren, kultivirten Thälern; 3. die Hamada, d. i. Sand- und Steinwüste; 4. das Oasen-Hinterland, mit frieblicher Bevölkerung, die von Viehzucht und Ackerbau lebt. Die Bewohner sind Berber, Araber, Türken, Juden, Neger und Aethiopier (Nubier). Städte giebt's nur wenige: Tripolis, Tchat, Rhadames und Murzul. Tripolis ist das Centrum des Handels mit dem Auslande und der Industrie; hier sind eine jüdische, eine europäische und eine maltesische Kolonie. Der Kara- wanihandel liegt danieder, seit der Naubfürst Abab die Sudan- länder Bornu, Bagirmi und Wadai heimgesucht hat. Die Malteser-

Kolonie besteht aus Kleinbürgern, wie Handwerkern, Trödlern, Köchinnen, Näherinnen. Die Kolonie darf nur bis 3500 Seelen anwachsen. Die Mitglieder der jüdischen Kolonie sind für die Eingeborenen die Vermittler im Geld- und Waarenverkehr. Vagabondierend, vom Zufall lebend, ist die Negerbevölkerung; Negerflaven finden sich nur noch im inneren Gebirgslande. Glückliche wären die Dafenbewohner, denn die Dase trägt eine dreifache Ernte: Zu oberst die Dattel, darunter die Südsüchte, zu unterst herrliches Gemüse und Korn, wenn das Volk nicht durch die türkischen Beamten ausgefogen würde. Die Steppe ist von wenigen Nomadenfamilien bewohnt, sonst nur durch Karawanen belebt. Die Gebirgsbewohner lieben die Unabhängigkeit, haben ihre Sprache bewahrt, sind nicht Araber, sondern eingeborene Verber. Die Bewohner der Dafen Rhadames und Nubjita sind auch Verber, während die südlichen Dafen von einer Mischrasse aus Verbern, Negern, Tibbu bewohnt werden. —

Medizinisches.

—ss— **Kahlköpfige Kinder.** Neulich stellte in einer amerikanischen medizinischen Gesellschaft ein Arzt einen 12jährigen Knaben vor, der mit einer merkwürdigen Krankheit behaftet war. Der kleine Patient war in Frankreich geboren und hatte dort bis zu seinem sechsten Lebensjahre gewohnt. Im Alter von 4 Jahren bekam er Masern und Keuchhusten, und etwa 3 Monate später begann ihm das Haar am Hinterkopfe in runden Scheiben auszufallen. An einzelnen Stellen wuchs das Haar wieder, fiel aber dabei an anderen von neuem aus. Der Haarverlust war besonders stark im Sommer, während das kalte Wetter ihn hemmte und das Wiederauwachsen der Haare beförderte, so daß am Schluß des Winters der Kopf wieder nahezu vollständig mit Haaren bedeckt war. Die neuen Haare waren aber von den alten zu unterscheiden, indem sie weicher und von hellerer Farbe waren. Dieses abwechselnde Ausfallen und Wiederauwachsen der Haare dauerte bis zum 11. Lebensjahre, seitdem wurde das Kind immer kahler. Nicht nur das Kopfsaar wurde immer lichter, sondern auch die Augenbrauen und Augenwimpern fielen aus. Sonst war der Knabe ganz gesund und zeigte auch keine nervöse Veranlagung. Die meisten Aerzte sind der Ansicht, daß in jugendlichem Alter die Aussichten für den Verlauf der Krankheit ziemlich günstig seien und empfehlen die Anwendung einer Behandlung mit dem elektrischen Strome, andere enthalten sich überhaupt einer Voraussage, da die Entstehung der Krankheit noch ganz unbekannt ist. Einmal waren zwei Geschwister im Kindesalter davon befallen, ohne in irgend einer Weise erheblich belastet zu sein. Das Mädchen bekam später sein Haar wieder, während sein Bruder dauernd an völliger Kahlköpfigkeit litt. Ob die Krankheit auf einen Parasiten oder auf ein Nervenleiden zurückzuführen sei, darüber sind die Meinungen der Aerzte in allen Ländern noch getheilt. —

Aus dem Thierleben.

1. Die Schwimmkunst des Elephanten. Im allgemeinen wird der Elefant für einen ausgezeichneten und daher auch freudigen Schwimmer gehalten, der sich trotz seiner ungeschlachten Größe mit einer wahren Lust dem feuchten Elemente anvertraut, unbekümmert um dessen Tiefe. Der Engländer Sanderson, dem wir so viele werthvolle Mittheilungen über das Leben des indischen Elephanten verdanken, erzählt, daß er einmal 79 zahme Elephanten nach einem anderen Landestheil zu versenden hatte, die auf ihrem Wege den unteren Ganges mit seinen vielen Armen kreuzen mußten. Einmal mußten sie auf ihrer Reise sechs Stunden hinter einander in einem Wasser schwimmen, wo sie keinen Grund fanden, hielten dann eine kurze Rast auf einer Sandbank und schwammen dann noch weitere drei Stunden. Diese Leistung, die dem plumpen Elephanten wohl wenig andere Land- Säugethiere nachmachen würden, schien der Herde nicht viel auszumachen, wenigstens ging kein einziges Stück verloren, oder zeigte auch nur eine sichtliche Uebermüdung. Die ganz kleinen Elephantenbabys werden von ihrer Mutter beim Schwimmen mit dem Rüssel getragen, während die größeren der Frau Mama auf den Rücken kriechen und auf diese Weise ihre Wasserfahrt zurücklegen. Zuweilen läßt sich der Elefant so tief ins Wasser hinab, daß nur das Ende seines Rüssels, durch den er Luft holen muß, über Wasser zu sehen bleibt und seinen Aufenthaltsort anzeigt. Gerade dieses Verhalten des Elephanten im Wasser hat den englischen Afrika-Reisenden Sutherland, wie er dem „Scottish Geographical Magazine“ mittheilt, zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Elefant gar nicht so besonders gern schwimmt und sich deshalb so lange als möglich auf dem Boden zu erhalten sucht. Gewöhnlich versucht er das Bett eines Flusses zu durchschreiten und durch den Boden erst dann auf, wenn das Wasser so tief wird, daß er mit seinem Rüssel nicht mehr über dessen Spiegel hinaufreicht. Der Elefantentreiber muß dann neben ihm her schwimmen und sich nach dem aus dem Wasser ragenden Rüssel richten. Auch Sutherland giebt aber zu, daß manche Elephanten gerne ins Wasser gehen, was aber mehr einem individuellen Geschmac als einer Neigung der Gattung entspreche. Freilich giebt es ein unfehlbares Mittel, einen Elephanten ins Wasser zu treiben, nämlich das Angünden von Feuer. Vor einer brennenden Fackel nimmt der größte Elefant sofort Reißaus und läuft in das nächste Wasser. Dieses Gebahren wird vielfach zum Fange

von Elephanten benutzt, indem man sie auf diese Weise mit Fackeln bei Dunkelheit in ein seichtes Wasser treibt und dort umzingelt. —

— Von der Lebensfähigkeit eines Walfisches zeugt die folgende vom „Prometheus“ gebrachte Mittheilung: „Vor kurzem erlegte die Mannschaft des Dampf-Walfischjägers Beluga aus Newyork auf der Heimkehr vom Bebringsmeer einen riesigen Walfisch, in dessen Fleisch eine Harpune sich befand, auf welcher, wie dies Brauch ist, der Name des Schiffes eingravirt war, von dem sie geschleudert worden war. Es war dies der Walfischjäger Montezuma, ein Schiff von New-Bedford, welches die amerikanische Regierung während des Secessionskrieges kaufte, um es mit anderen alten Schiffen bei der Blokade von Galveston zu benutzen. Etwa fünfzig Jahre hatte demnach die Harpune im Leibe des Walfisches sich befunden, und das riesige Thier würde sie wahrscheinlich noch weit länger mit sich herumgetragen haben, wenn es nicht zufällig erlegt worden wäre. —

Humoristisches.

— Im Jörn. Professor (zu seinen Schülern): „Wenn Sie meinen, Sie können mir hinter meinem Rücken auf der Nase heruntanzgen, dann sind Sie aber sehr im Irrthum!“ —

— Im Zweifel. Gast (Der zum ersten Mal in seinem Leben von einem Hausknecht aus einem Wirthshaus hinausgeworfen wurde): „Wie ist das eigentlich — giebt man da dem Manne ein Trinkgeld?“ — („Flieg. Bl.“)

— Der Zweck heiligt die Mittel. „Jes, Mari und Josef, Undl, wie kummt denn Du daher?“ —

„O mei, mir ham halt oans trum'n für Gott, König und Vaterland.“ —

„Aber do kriegt ma do Ioan solchan Rausch?“ —

„Dös nüt, aber es war'n zwoa da, die hab'n uns Opposition g'macht und dö ham ma nieberg'suff'n!“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Im Friedrichshain (Berlin) hält sich gegenwärtig eine Schwarzdrossel auf, deren Kopfschloß weiß ist. —

— In Grumbeln (Westpreußen) braunten während eines Sturmes 15 Gebäude nieder. —

— Nach der „Tiffler Zeitung“ hat ein russischer Grenzsoldat in der Nacht einen kontrollirenden russischen Oberst, dessen Parolewort im Winde verhallte, erschossen. —

— Ein Bierbrauereibesitzer in Diez fiel in den mit siedendem Wasser gefüllten Brautessel und starb unter qualvollen Schmerzen. —

— Die neueste That des Wiener Zensors — der Herr heißt Wagner von Kremsthal — ist die Korrektur einer Fjßenschen Dichtung. In der „Wiblenle“ dürfen die Worte: „Der Herr sei gelobt!“ nicht gesprochen werden, und auch ein Satz des Zweifels an der Gerechtigkeit der Weltordnung ist dem Stif des Zensors zum Opfer gefallen. —

— Ein 18jähriger Student verlegte in einem Wiener Vorort eine Köchin, mit der er ein Liebesverhältniß unterhielt, durch einen Schuß tödlich und erschloß sich darauf selbst. —

— In ganz Ober-Italien gehen seit einigen Tagen abermals unausgesetzt heftige Regengüsse nieder. Der Po und seine gesammten Zuflüsse sind stark angeschwollen und theilweise schon ausgetreten. —

— Aus dem Postministerium in Rom wurde eine Sammlung italienischer Briefmarken im Werthe von über 100 000 Lire gestohlen. —

— Ein Italiener will ein Papier erfunden haben, von dem Schriftzüge nicht abphotographirt werden können. Es soll sich daher auch besonders zur Herstellung von Banknoten eignen, da diese oft auf photographischem Wege gefälscht werden. —

c. e. Ein fünfjähriges Mädchen in Neapel jagte einem vierjährigen Knaben, mit dem es während des Spiels in Streit gerieth, einen Nagel in den Leib. Dem Knaben wurde die Leber durchbohrt. Er starb bei der Operation. —

— Der belgische Bildhauer Konstantin Meunier, der mit seinen Darstellungen aus dem Leben der Arbeiter auch in Berlin so großes Aufsehen erregte, ist mit einem großen Denkmal der Arbeit beschäftigt, das er ganz aus eigenen Mitteln bestreitet. —

— Nach einer Depesche der „Nowoje Wremja“ aus Moskow am Don haben auf den Stationen Kawkas, Beklan und Chassawjurt der Wladikawkas Eisenbahn Ueberfälle durch Räuber stattgefunden, bei welchen mehrere Personen verwundet wurden. Die Räuber versuchten ferner einen Güterzug und eine Kontrollasse zu berauben. —

— In Amerika ist die „Brautjungfernfackel“ zum Geschäft geworden. Es giebt junge Mädchen, die sich ihr „Ehrenamt“ bis zu 100 Dollars bezahlen lassen. Eine Dame, die wegen ihrer Schönheit sehr gesucht ist, soll bereits bei mehr als 200 Trauungen als Brautjungfer figurirt und sich in kurzer Zeit ein Vermögen von 100 000 M. erworben haben. —